Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 66 (1972)
Heft: 7

Rubrik: Aus der Welt der Gehörlosen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

3 Monate im Kibbuz Nachshonim in Israel

Von Maria Tscharner und Felix Urech

Mit dem Christlichen Friedensdienst (CFD) waren wir für einen Arbeitseinsatz in Israel als Zeichen der Solidarität und Freundschaft zum jüdischen Volk. Der CFD organisiert jährlich zweimal solche Israel-Arbeitseinsätze. Für den diesjährigen Einsatz ab April meldeten sich 20 junge Schweizer und eine gebürtige Holländerin. Die grosse Grupppe wurde geteilt. Eine Gruppe kam zum Kibbuz Gevulot im Negev. Die andere Gruppe mit acht Personen, zu denen wir auch gehörten, zogen nach Nachshonim, einem Kibbuz, welcher ungefähr 20 Kilometer östlich von Tel Aviv liegt.

Was ist ein Kibbuz?

Der Kibbuz ist eine genossenschaftliche Siedlung. Er wurde von gleichgesinnten jüdischen Idealisten gegründet, damit sie mit gemeinsamen Kräften und Fähigkeiten das Land besser und wirtschaftlicher ausnützen können. Alle Männer und Frauen arbeiten gemeinsam auf dem Feld, in der Küche, im Stall usw. Sie beziehen keinen Lohn, bekommen dafür ein Taschengeld. Sie sind völlig gleichgestellt. Dafür bietet der Kibbuz seinen Mitgliedern eigene komfortable Wohnungen an, bezahlt das Essen und die Kleidung. Die Ausbildung der Kinder besorgt der Kibbuz selbst und finanziert auch die Hochschulausbildung der Söhne und Töchter ihrer Mitglieder. Er sorgt auch für Unterhaltung. Die inneren Angelegenheiten werden demokratisch geregelt.
Heute gibt es in Israel über 200 Kibbuzim (Mehrzahl für Kibbuz) und fast 100 000 Kibbuzniks, wie die Mitglieder dieser Siedlungen heissen. Ihre Mitgliederzahl schwankt zwischen 30 und 1500. Eine Dachorganisation der Kibbuzbewegungen schaut für die Vermarktung der Produkte ihrer Kibbuzims und sorgt auch für die notwendigen Anschaffungen von Lebensmitteln, Kleidern, Maschinen u. a. für die Kibbuzim. Heute haben die meisten grösseren Kibbuzim den echt landwirtschaftlichen Charakter verloren. Viele liessen die Industrie ansiedeln. Die Industrie bietet den jungen und auch den alten Kibbuzniks neue Arbeitsmöglichkeiten und verhindert eine übermässige Abwanderung der Jugend.

Unser Leben im Kibbuz

Ein Kibbuznik hat uns mit dem Kibbuzlastwagen vom Schiffhafen Haifa abgeholt und nach Nachshonim geführt. Wir bekamen als Unterkunft eine lange Baracke mit fünf Zimmern und einem WC mit Toilettenbrünneli. Wir schliefen zu dritt in einfachen Zimmern, die wir selber nach unserem Geschmack dekorierten. In der Mittagshitze waren die Zimmer allerdings ziemlich warm. Ein gutes Nachmittagsschläflein zu machen, war ein wenig eine Kunst.

Das Essen

Das Essen nahmen wir gemeinsam mit den Kibbuzniks im Chadar ochel, dem Speisesaal, ein. Das Essen war einfach, es schmeckte gut, hatte aber, auf die Dauer gesehen, wenig Abwechslung. Wir assen viel Frisches, z. B. Gemüse, vor allem Tomaten, Gurken, Peperoni und am Abend Früchte. Zum täglichen Menü am Morgen und Abend gehörte das bei allen sehr beliebte Eschel, eine Art Joghurt.
Eine besonders festliche Stimmung bietet die Chadar ochel am Sabbatabend (Freitag-

abend). Alle Kibbuzniks und wir Fremdarbeiter erscheinen festlich gekleidet und essen gemeinsam an schön gedeckten Tischen. Manchmal gab es Wein oder Bier, oft auch nur Wasser zum Trinken.

Die Freizeit

Weil unsere Arbeit immer am frühen Morgen anfängt, haben wir eine reichlich bemessene Freizeit. Wir nutzen sie oft aus, um den Schlaf nachzuholen, gehen baden, schreiben Briefe, besuchen Kibbuzniks in ihren Wohnungen, trinken Kaffee und diskutieren dabei über alle Probleme, spielen Schech-Besch, ein türkisches Würfelspiel, lesen Bücher oder Zeitungen, gehen in die Umgebung spazieren. Die Abende waren oft ausgefüllt, so dass wir selten vor 10 Uhr ins Bett gegangen sind. Jeden Dienstagabend waren Filme, die manchmal bis 12 Uhr dauerten. An einigen Mittwochabenden war für uns Tanzkurs von israelischen Volkstänzen. Es gab auch Vorträge über Kibbuzfragen, Politik, Wirtschaft, Araberfragen usw. Manchmal gibt es Ausfahrten mit dem Lastwagen z. B. ans Meer, Schulschlussfeier in einem anderen Kibbuz. Am Sabattabend fanden meistens für die Jungen moderne Tänze statt, die auch schon bis 2 Uhr gedauert haben. Auch andere nationale Feste werden bis spät in die Nacht gefeiert.

Die freien Wochenenden

Wir hatten 5-Tage-Woche. An den freien Tagen reisten wir herum und besuchten bekannte Orte Israels: Jerusalem, Tel Aviv, Haifa, Nazareth, Lod, Ramla. Der Kibbuz organisierte für uns drei Israelfahrten, zuerst die eintägige Reise über Aschdod, einer modernen Hafenstadt, und Asqelon zum Baden am Meer. Einer dreitägigen Negevreise bis nach Eilat hinunter und an das Tote Meer folgte später die zweitägige Galiläareise der Libanongrenze entlang zu den Golanhöhen und auf den Berg Garizim bei Nablus. Der CFD organisierte auch ein Araberseminar. In Jericho besuchten wir eine landwirtschaftliche und gewerbliche Schule für Palästinenser. Wir durften Fragen stellen an den Leiter der palästinensischen Flüchtlingslager der URNWA, an einen jungen arabischen Rechtsanwalt und an eine griechisch-orthodoxe arabische Familie. Auch das vom CFD geleitete Heim für arabische Kinder und für chronisch kranke Araber in Bethanien haben wir besichtigt. Dieses zweitägige Seminar war sehr aufschlussreich.

Die Kibbuzniks

Die Kibbuzniks waren sehr verschiedene Leute. Viele haben eine reservierende Haltung uns gegenüber und übernehmen selten die Initiative zur Kontaktnahme. Nur wenige haben von sich selbst uns zum Kaffee-Plausch eingeladen. Meistens mussten wir selber anklopfen. Auch das Schalom kommt fast immer erst nach unserem Beginnen. Viele ältere Kibbuzniks konnten gut Deutsch. Alle jungen Kibbuzniks konnten gut Englisch. Sie sind zum Teil sehr umgänglich und haben oft Humor. Im ganzen gesehen waren alle sehr nett und freundlich, wenn wir sie kennengelernt haben. Sie stammen aus 21 verschiedenen Ländern. Besonders Schlomo, ein bulgarischer Jude, der neun verschiedene Sprachen gut beherrschen kann, lud uns öfters ein. Er hatte viel Humor und kann die Leute gut unterhalten.

Im Kibbuz lebten die Juden nicht streng religiös. Sie arbeiteten auch am Sabbat und besuchten fast nie eine Synagoge. Vor allem glaubten viele junge Juden nicht, dass es einen Gott gibt. Trotzdem machen sie wichtige religiöse Feste mit. Schloss folgt

«Hör jetzt endlich mal auf, immer die Möbel umzustellen!»

Wie Helen Keller das Orgelspiel erlebte

In einem Brief vom 2. Januar 1900 erzählte die weltbekannte taubblinde Helen Keller (geboren 1880, gestorben 1968), was sie beim Orgelspiel empfunden hatte. Sie schreibt:
«Am Sonntag gingen wir nach der Bartholomäuskirche. Nach dem Gottesdienst bat der Geistliche den Organisten Herrn Warren, die Orgel für mich zu spielen. Ich stand mitten in der Kirche, wo die von der grossen Orgel erzeugten Luftschwingungen am stärksten sind, und fühlte die mächtigen Tonwellen gegen mich anbranden, wie die grossen Meereswellen gegen ein kleines Schiff schlagen . . .»

Die «Taubstummenorgel» in der Gehörlosenkirche

Im «Mitteilungsblatt» der Zürcher Vereinigung für Gehörlose schrieb Redaktorin Margrit Tanner: «Mit Befremden lasen wir in den Tageszeitungen: ‚Die erste Taubstummenorgel der Welt'. Wir fragten uns: Warum hat man diese Orgel nicht als Gehörlosenorgel bezeichnet? — Es ist doch nicht richtig zu schreiben und zu sagen: ‚In der Gehörlosenkirche steht eine Taubstummenorgel.' Wir wehren uns mit Händen und Füssen, dass für uns Gehörlose das erniedrigende Wort ‚taubstumm' immer noch gebraucht wird. Ja, sogar für die Orgel in unserer eigenen Kirche!»

Ist vielleicht ein Fehler passiert?

In ihrem Bericht über die Einweihungsfeier schrieb die Redaktorin weiter:
«Endlich kam der Augenblick, wo der Organist, Herr Hunziker von Bern, auf der Orgel zu spielen anfing. Ich stand mit ein paar Gehörlosen hinter der letzten Sitzreihe. Wir erwarteten, der Kirchenraum würde nun mit Schallschwingungen erfüllt sein, wodurch wir die Orgelmusik wahrnehmen könnten. Aber wir wurden enttäuscht, denn wir konnten fast nichts spüren. Kam es wohl daher, weil wir zu weit hinten waren?

Erstaunt waren wir über die farbigen Lichteffekte, welche während dem Orgelspiel auf den Wänden ‚tanzten'. Durch diese Farben sollten wir die Musik ‚sehen' können.

Nach der Feier fragte ich einige gehörlose Kirchenbesucher nach dem Eindruck des Orgelspiels. Diejenigen, welche Gehörreste besitzen und daher die Musik hören konnten, waren sehr befriedigt, ja begeistert. Die Gehörlosen mit wenigen oder gar keinen Hörresten, welche an die Holzwände des Kirchenraumes anlehnten, konnten die Orgelklänge gut spüren. Diejenigen aber, welche auf den Stühlen vorn, in der Mitte und hinten sassen, empfanden leider nichts vom Orgelspiel. Für diese war die Enttäuschung besonders gross. — Ist vielleicht ein Fehler passiert? Kann dieser Fehler vielleicht korrigiert werden?»

Ein Fehler, der leider nicht korrigiert werden kann

Die Enttäuschung der Gehörlosen ist verständlich. Denn von der Vibration war wirklich wenig zu spüren. — Vielleicht wird man sie noch mehr verstärken. Es ist aber auch möglich, dass der Kirchenraum in Oerlikon nicht besonders günstig ist für die Verbreitung der Schallwellen. (Man müsste dann sagen: er hat eine schlechte Akustik.) Das sind Probleme, die von Technikern untersucht und von ihnen wahrscheinlich auch gelöst werden können.

Wird aber bei Gehörlosen mit wenig oder gar keinen Hörresten auch nach der bestmöglichen Korrektur dieser «Fehler» nicht trotzdem ein Gefühl der Enttäuschung zurückbleiben? — Vibrationen spüren ist für sie ja nichts Neues. Zu starke Vibrationen können sogar sehr unangenehm sein. — Durch Musik erzeugte Vibrationen sagen dem gehörlosen, volltauben Menschen bestimmt nicht viel mehr als: Das kommt von der Musik. Das ist vielleicht ganz interessant, aber ein Musikerlebnis wie die Hö-

renden kann er doch nie haben. — Dies ist der Fehler, den man leider nicht korrigieren, und der Mangel, den man nicht aus der Welt schaffen kann.

Was Eugen Sutermeister erlebte

Eugen Sutermeister, der im Alter von vier Jahren ertaubte Gründer und erste Redaktor der Gehörlosen-Zeitung, las einmal, dass Helen Keller die Musik so gut geniessen könne. (Das haben andere behauptet, sie selber hat über Musik etwas anderes geschrieben. Siehe nächsten Abschnitt. Red.) Da versuchte Sutermeister sein Gefühl für Musik durch Übungen auch so weit zu bringen. Aber enttäuscht hörte er mit seinen Versuchen am Klavier und mit der Musikdose auf. Abschliessend bemerkte er: «Die hohen Töne waren mir ganz und gar entgangen. Und wiederum waren mir die lauten Töne zu aufdringlich und unangenehm.» Er konnte also Musik auch nicht geniessen. Geniessen bedeutet im guten Sinne: sich an etwas erfreuen können.

Der erbarmungslos versperrte Weg

Im zweitletzten Kapitel ihres Buches «Geschichte meines Lebens» nannte Helen Keller alles, was ihr neben dem Lesen noch Unterhaltung und Freude machte. In der erstaunlich langen Reihe von Dingen, welche das Leben der Taubblinden zu bereichern vermochten, fehlte die Musik. Sie wusste, dass es so etwas gab und dass sich ihre hörenden Freunde daran erfreuen konnten, denn im Schlussabschnitt schrieb sie:

«Manchmal allerdings befällt mich ein Gefühl der Vereinsamung wie kalter Nebel, wenn ich allein bin und wartend vor dem geschlossenen Tor des Lebens sitze. Da drinnen ist Licht und M u s i k und heitere Geselligkeit, aber mir ist der Eintritt versperrt. Das Schicksal versperrt mir schweigend, erbarmungslos den Weg.»

Helen Keller hat dieses manchmal so bedrückende Gefühl der Vereinsamung immer wieder überwinden können Die Freude am Leben war stärker als der Gedanke an den unfreiwilligen Verzicht. Ro.

Etwas für alle

Herausgegeben vom Schweizerischen Taubstummenlehrerverein

«Ein blauer Martin» — unsere Hunderternote

Konrad ist nach Genf gefahren. Dort hat er die Automobil-Ausstellung besucht. — Nun ist er wieder zu Hause. Er rechnet aus, wieviel Geld er gebraucht hat. Dann sagt er: «Jetzt habe ich schon wieder einen blauen Martin weniger in meiner Brieftasche.» Das bedeutet, dass er eine Hunderternote gebraucht hat.

Auf der Rückseite unserer blauen Hunderternote sind zwei Männer abgebildet. Einer davon ist ein Reitersmann. Dieser Reitersmann soll an einen Mann erinnern, der vor rund 1500 Jahren in Frankreich gelebt hat. Er hiess Martinus. Zuerst war Martinus Soldat. Dann trat er in ein Kloster ein. Nachher wurde er Bischof in Tours, einer Stadt an der Loire im Nordwesten des Landes. Er lebte wie ein heiliger Mann. Zu seinem Andenken nannte man später den 11. November den St.-Martinus-Tag oder «Martinustag». — Heute noch erhalten viele Knäblein bei der Taufe den Namen Martin. Sie haben alle am 11. November den Namenstag. —

Man erzählt von St. Martin viele Geschichten. Eine davon berichtet, wie er als Soldat einmal einem armen Menschen geholfen hat. Die Geschichte heisst:

St. Martinus, der fromme Reitersmann

St. Martinus ist einmal am späten Abend über Land geritten. Der Boden ist steinhart